



**Center for East Asian and Pacific Studies
Trier University, Germany**

**China Analysis No. 34 (April 2004)
www.chinapolitik.de**

**Der schwierige Abschied von der Sprache
der Revolution in der Volksrepublik China**

Ming SHI

Freier Publizist

China Analysis wird herausgegeben von:

**Professor Dr. Sebastian Heilmann
Lehrstuhl für Regierungslehre / Politik und Wirtschaft Chinas
Universität Trier, FB III
54286 Trier
E-mail: heilmann@uni-trier.de**

Der schwierige Abschied von der Sprache der Revolution in der Volksrepublik China¹

Ming SHI

1995 brachten Professor Liu Zaifu und Li Zehou ihr Buch „Abschied von der Revolution“ (*gaobie geming*) heraus. Darin forderten sie, die Revolution als Methode zur Verbesserung der Gesellschaft zu verabschieden. Hierfür müsse man erst Abschied nehmen von der Sprache der Revolution. Diese beschrieb Liu Zaifu im August 2000 auf einem Symposium in Wien als die „Sprache der Rebellion“ (*zaofan yuyan*), „Sprache der Bauernaufstände“ (*nongmin qiye yuyan*) und „Sprache der Gewalt“ (*baoli yuyan*). Gewiss sind diese beiden Autoren nicht die ersten Intellektuellen Chinas gewesen, die diesen Abschied einforderten, wohl aber die ersten, die jene Sprache der Revolution, insbesondere der Kulturrevolution, näher charakterisiert haben. Jene Sprache sei radikalen Veränderungen verpflichtet. Nun aber sei in China eine Sprache der *Evolution* vonnöten. Jene Sprache sei bäuerlich rau. Nun aber müsse eine urbane, bürgerliche Sprache in den Vordergrund treten. Jene Sprache suggeriere Gewalt oder werbe gar direkt für Gewalt. Nun aber brauche China eine Sprache, die Radikalisierung und Gewaltanwendung in gesellschaftlichen Konflikten überwinden helfe.

Während eines Interviews führte Liu Zaifu aus, dass die Sprache der Revolution Chinesen zum Hass statt zur Liebe erziehe: „Sehen Sie, damals in der Kulturrevolution folgten wir Mao Zedongs Definition der Revolution: ‚Die Revolution ist keine Einladung zum Essensgelage, weder Malerei noch Seidenstickerei und darf nicht so sanft, gutmütig, ehrfurchtsvoll, selbstkritisch und bescheiden vonstatten gehen. Denn die Revolution ist ein gewalttätiger Akt, bei dem es darum geht, die eine Klasse durch eine andere zu stürzen.‘ Demnach sollten wir alles nur niederschmettern (*dadao*). Aber nun brauchen wir den Aufbau: *jianshe*.“ Demgemäß betonte Liu: Ohne den Abschied von der Sprache der Revolution gebe es für China keine Hoffnung, sich einem anderen Los zuzuwenden, als immer wieder von Revolutionen überrollt zu werden. Die Gewaltsprache der Revolution habe die Seele unserer Nation vergiftet, sagte er, ohne zu merken, dass gerade der Ausdruck, etwas „vergifte die Seelen“ der Menschen bzw. der Nation, ein in der Kulturrevolution üblicher Ausdruck war, um der Masse vorzuschreiben, wer warum angeprangert werden sollte. Unzählige Lehrer wurden damals gefoltert, nur weil sie die Seelen der „Nachkommen der Revolution“ (*geming houdai*) vergiftet hätten. Professor Liu merkte mir mein Staunen an und entschuldigte sich: „Sehen Sie, auch ich bin nicht frei von dieser Gewaltsprache der Revolution.“

Weder mit der Forderung, Abschied von der Revolutionssprache zu nehmen, noch in der Peinlichkeit, selbst immer wieder von jener Sprache eingeholt zu werden, steht Liu Zaifu allein. Noch 2001 schlossen sich auf der Website der Pekinger Universität viele Diskutanten der Hauptthese eines Beitrags unter dem Titel: „Der dritte Weg – die Möglichkeit einer friedfertigen Option“ an. Ähnlich wie bei Li Zehou und Liu Zaifu wurden auch in diesem Beitrag jegliche radikale Agitation und aufpeitschende Kampfsprache abgelehnt, weil sie der Zeit der Revolution angehörten. Kaum zwei Jahre später, bei Ausbruch des Irakkrieges, ließen sich auf derselben Website die Diskussionsteilnehmer durch die Agitation für oder gegen den Krieg und eine feurige Kampfsprache packen. Ähnliches lässt sich bei anderen Debatten beobachten, gleich ob es um Probleme der Bauern, der Arbeitslosen, der Korruption, des Nationalismus oder schlicht darum geht, wie man die Kulturrevolution zu bewerten hat. Auch diejeni-

¹ Dieses Manuskript basiert auf einem Vortrag, den der Autor am 11. Februar 2004 an der Universität Trier gehalten hat.

gen, die eine Wiederholung der Kulturrevolution kategorisch ablehnen, sparen nicht mit für die Kulturrevolution typischen aggressiven Wendungen wie etwa: „Wer die Kulturrevolution noch gut heißt, ist behindert im Kopf und gehört auf die Müllhalde der Geschichte.“

Ambivalent ist auch das Verhältnis der chinesischen Politik zu jener Sprache der Revolution. 1983 hatte die KP in einem ZK-Beschluss die Kulturrevolution als ein „zehnjähriges Desaster“ (*shinian haojie*) charakterisiert. Schon zuvor hatte die Partei, viel früher als die beiden Autoren aus dem amerikanischen Exil, eine ungefähre Vorstellung erarbeitet, wie wohl ihre Sprache der Reformen im Kontrast zu jener der Revolutionen aussehen sollte: Die Sprache der Reformen sollte frei sein von „unwahren Worten“ (*jiahua*), „angeberischen Worten“ (*dahua*) und „leeren Worten“ (*konghua*). Abgekürzt wurden die Merkmale der Sprache der Kulturrevolution auf chinesisch als *jiadakong* (unwahre, angeberische und leere Worte) apostrophiert. Diese Formulierung fing zu Beginn der Wirtschaftsreformen 1980 zu kursieren an. Bis Ende der 90er Jahre kann man ihr noch häufig in den Medien begegnen. 1991, nach dem Zusammenbruch des Weltkommunismus, beschloss die Partei – zuerst intern, dann 1997 auf dem XV. Parteitag offiziell –, dass die KP sich von einer Partei der Revolution in eine Regierungspartei umwandeln muss, um „ähnliche Katastrophen wie politische Massenkampagnen à la Kulturrevolution zu vermeiden.“ Dennoch: Wie die Intellektuellen aus dem Exil und wie die Diskutanten auf den Websites chinesischer Universitäten können sich auch Chinas Politiker der Revolution und deren verbaler Ausprägung keineswegs entziehen.

Im Gegenteil: „Seelenvergiftung“, als Begriff und als Begründung für Sanktionen gegen die „Vergifter“, erfuhr 1999 eine öffentliche Bekräftigung, als die KP-Führung die quasi-religiöse Bewegung Falungong bezichtigte, „die Volksseele vergiftet“ zu haben. Zehntausende von Anhängern landeten im Gefängnis. Wir hören noch heute grausige Berichte über Folter schlimmster Sorte. Mindestens ein halbes Jahr lang ließ die KP-Führung in allen Medien die Verbrechen Falungongs anprangern: Falungong sei asozial, gegen menschliche Zivilisation, feudal-aber gläubig und verstrickt in internationale Verschwörungen gegen China. Gegen diese Bande Gnade zu zeigen, bedeute nichts anderes als Grausamkeit gegenüber dem Volke. Fast haargenau entspricht der zuletzt zitierte Satz einem in der Kulturrevolution so üblichen Slogan: „Wer gegenüber dem Feinde Gnade zeigt, zeigt dem Volk gegenüber Grausamkeit“ (*dui diren de renci jiushi dui renmin de cairen*).

Offenbar hat die allseits kritisierte „Sprache der Revolution“, zumal der Kulturrevolution, eine solche magische Kraft, dass sogar jene verfolgten Falungong-Mitglieder – trotz ihrer angeblich zu Sanftmut und Liebe erziehenden Glaubensgrundsätze – nicht bereit sind, von dieser hasserfüllter Sprache Abschied zu nehmen, wenn es darum geht, ihre Verfolger zu ver-teufeln. Dabei lehnt diese Lehre, die mindestens ebenso viele Menschen zu ihren Anhängern hatte machen können wie die KP – nämlich etwa 70 Millionen – jegliche Klassifizierung der Menschen in Klassen ab. Sie lehrt, dass jede auch nur gedachte Grausamkeit die eigene Moralität und Langlebigkeit schmälere. Dennoch bezichtigte Falungong die KP-Führung ebenfalls der Vergiftung der Volksseele. Auch sie bedient sich einer Sprache, mit der man in der Kulturrevolution millionenfach Gewalttaten gerechtfertigt hatte: Laut Falungong gehören die Regierenden Chinas „an den Schandpranger der Geschichte“ (*lishi chiruzhu*). Die Führung in Peking sei eine feudale Dynastie, die „herzlos und krankhaft verrückt“ (*sangxin bingkuang*) sowie „grenzenlos unverschämt“ (*wuchi zhiji*) sei und zum „Abschaum der Menschheit“ (*renlei de zhazi*) gehöre.

Jener Sprache der Revolution abzuschwören und sich zugleich unwillkürlich derselben Sprache zu bedienen – diese Ambivalenz in der chinesischen Gesellschaft belegt, dass der so sehr gewünschte Abschied von der Revolution und ihrer sprachlichen Hinterlassenschaft sehr

schwer ist. Dies ist in zweierlei Hinsicht brisant. Zum einen erfasst die Ambivalenz breite Bevölkerungsschichten. Jede gesellschaftliche Veränderung, in welcher Form und mit welchem Inhalt sie auch ausgestattet sein mag, muss der Ambivalenz Rechnung tragen. Bis heute sind, zumal bei politischen Mobilisierungen wie der Niederschlagung von Falungong oder bei Protesten gegen die Nato-Bombardements auf die Belgrader Botschaft Chinas 1999, rund 70 Millionen Mitglieder der KP sprachlich angehalten, sich des Wortschatzes der vergangenen Revolutionen zu bedienen. Zumindest als Lippenbekenntnis. Chinas Lehrbücher an Grund-, Mittel- und Oberschulen und an den meisten Universitäten sind sprachlich in unterschiedlichem Maße ideologisch geprägt. Agitation gegen ideologische Gegner (etwa gegen die Regierenden auf Taiwan) gehört weiterhin zu dem Lernpensum, das man fleißig pauken muss. Laut neuesten Statistiken gibt es in China 78 Millionen Internetsurfer, von denen bis zu 15 Prozent als „politisch-sozial interessiert“ einzustufen sind. Diese Diskutanten führen hitzige Debatten, bei denen heute oftmals die Sprache der Revolution in verschiedenen Ausprägungen wieder zum Leben erweckt wird. Anfällig für die Sprache von Gewalt, Hass und Rache sind auch Gesellschaftsgruppen wie Arbeitslose und Wanderarbeiter, die aufgrund der eigenen sozialen Deklassierung in den Reformjahren sich immer deutlicher nach den materiell egalitären Zeiten der Revolution und der Mao-Ära zurücksehnen. Es gibt in China also eine sehr große Anzahl Menschen, denen es nahe liegt, die Sprache der Revolution zur Anprangerung gesellschaftlicher Ungleichheiten und Konflikte zu verwenden.

Zum anderen zeigen – angesichts der Versuche, Abschied von der Revolution zu nehmen – gerade die Ambivalenzen, wie wirksam die historisch gegebene begriffliche Formung der Gesellschaft durch die Revolution immer noch ist. Jene liberalen Intellektuellen im amerikanischen Exil schlagen zum Ersatz der Revolutionssprache nur „sanftere“ Töne vor, keine inhaltliche Auseinandersetzung mit den Grundbegriffen der Revolution: anstatt proletarischer Slogans umschreibende Werbesprüche sozusagen, – anstatt „Ausbeutung“ „effiziente Kostenkalkulation“, so als könnte man mit Sanftheit harte Interessenkonflikte innerhalb des grassierenden Manchester-Kapitalismus abbilden und ausbügeln. Betrachtet man die verbotene Bewegung Falungong von ihrer philologisch-philosophischen Seite, so bietet sie wie andere quasi-religiöse Bewegungen außer lebensphilosophischen Perspektiven wie „Duldsamkeit“ (*ren*) und personalistischen Techniken (*zuoren jiqiao/weiren zhidao*) kaum Alternativen, um dem sozialen Druck zu begegnen. Kommt es zum sozialen Konflikt, müssen diese Bewegungen ihre Sprache wieder der Revolution entlehnen, um ihren Verfolgern verbal mit den gleichen Waffen entgegenzutreten.

Ganz zu schweigen von Politikern. Sie schwören in bombastischen Gelöbnissen einer Weltrevolution ab. Aber wollte China mit wirtschaftlichen Reformen seine unverminderten Ambitionen eines nationalen Wiedererstarkens umsetzen, um etwa eines Tages die USA als Weltsupermacht abzulösen, aus welchen Gründen sollte die Politik darauf bedacht sein, die breite Masse nicht wie zu Zeiten der Revolutionen mit aufpeitschender Propagandasprache bei der Stange zu halten? Wenn schon eine nationalistische Sprache zu Zeiten der Revolution bei der Kollektividentifizierung Einzelner wunderbar geholfen hat, von allen und jedem individuelle Opfer abzuverlangen, aus welchen Gründen sollte die reformerische Politik auf diese bewährten Instrumente verzichten? Im Dienste von Chinas Erstarken kennen selbst Chinas Fußballer nebst Fans aufpeitschende Slogans wie „aus Asien heraus stürmen, um in der Welt(spitze) anzukommen“ (*chongchu yazhou, zouxiang shijie*); das gleiche gilt für Chinas Musiker, Maler, Sänger und Tänzer. Die ganze Breite der Berichterstattungen über „Weltevents“ wie die Olympischen Spiele in Sydney ist von Anfang bis Ende durch paramilitärische Metaphern geprägt, die sprachlich nur eines suggerieren sollen: China muss die Welt erobern, China wird die Welt erobern.

Und wenn Massenmobilisierungen dieses Stils so wirksam bleiben, warum sollten führende Politiker ihr selbstherrliches Gefühl aufgeben, sie dirigierten die Masse, um ihren eigenen Willen der Weltgestaltung umzusetzen, ähnlich wie der Revolutionsvater Mao Zedong, der mit dem „Großen Sprung nach vorne“ 1958 die Masse auch poetisch manipulierte. 1998, vierzig Jahre nach dem „Großen Sprung nach vorne“, verkündete Chinas neuer Premierminister Zhu Rongji, der im Westen als hartgesottener Reformler gefeiert wurde, das Ziel seiner Wirtschaftspolitik: Acht Prozent Wachstum um jeden Preis. Haargenau wie 1958 flatterten gleich Schneegestöber Parteidokumente in alle Ecken und Enden des Landes: Acht Prozent gewährleisten – das ist eine politische Aufgabe für alle! Alle Arbeit muss dem grandiosen Ziel von acht Prozent Wachstum unterstellt sein! Oder: Zehntausende Schwierigkeiten werden wir überwinden, um acht Prozent Wachstum zu gewährleisten! Man braucht nur die Statistiken auszutauschen, um zu suggerieren, dass alle Chinesen noch im kämpferischen Jahre 1958 lebten. In einem der sogenannten „Kopfgelöbnisse“, das jeder Provinzgouverneur der Zentralregierung gegenüber ablegen sollte, hieß es u.a.: *„Die Bewegung zur Gewährleistung von acht Prozent Wachstum ist eine unerbittliche Schlacht, ein harter Kampf, den zu gewinnen mehr als eine wirtschaftliche Aufgabe ist, es ist auch eine politische mit weit tragender Bedeutung für unsere grandiose Sache des Sozialismus“*...

Aber auch die Ideologen sind immer noch nicht verschwunden, auch wenn viele in China wie im Westen sie gerne vergessen möchten. Für sie, die die Sprache der Revolution geformt und mit dieser Sprache die chinesische Revolution zu ihren eigenen Gunsten durchgeführt haben, bedeutet jegliche kritische Beurteilung der Sprache der Revolution eine Leugnung der Revolution und damit der Kommunistischen Partei selbst. Ihnen ist zu verdanken, dass sogar das höchst umstrittene Buch „Abschied von der Revolution“ von Liu Zaifu und Li Zehou verboten bleibt. Ihren Einflüssen ist zu verdanken, dass die Geschichte der Reformen eine Geschichte der Euphemismusbildung in der Politsprache ist. Die berühmtesten Beispiele von Euphemismus sind „sozialistische Marktwirtschaft“ für puren Kapitalismus und die „auf Arbeit Wartenden“ für Arbeitslose. Jüngste Beispiele bietet der Versuch, die durch soziale Polarisierung neu gebildeten Gruppen neu zu benennen. „Kapitalisten“ (*zibenjia*) wurden zuerst in „Unternehmer“ (*qiyejia*), später, als aus dem Lager der ideologischen Gegner Proteste gemeldet wurden, in „völkisch wirtschaftende Unternehmer“ (*minyong qiyejia*) umgewandelt. Sozialhilfeempfänger und Wanderarbeiter erhielten die Bezeichnung „sozial schwache Gruppen“ (*shehui ruoshi qunti*), ein sprachlicher Kompromiss zwischen kapitalistischen Reformern und marxistischen Linken, der aufgrund im Internet aufflackernder Debatten wieder zu kippen droht – zu Gunsten der Ideologen, denn im Rahmen einer breit angelegten Kampagne zum Gedenken an Mao Zedong werden die altvertrauten „Klassenbegriffe“ wie „Arbeiterklasse“ (*gongren jieji*) oder „arme und unterarme Bauern“ (*pinxia zhongnong*) wieder gebraucht. Selbst moderate Kapitalismuskritiker kehren wieder zu Begriffen wie „große Masse der Arbeiter und Bauern“ (*gongnong dazhong*) zurück. Von Werktätigen ganz zu schweigen. Dieser Begriff verschwand nie ganz aus dem politischen Vokabular Chinas.

Allerdings ist die Renaissance ideologisch gefärbter Begrifflichkeiten keine singuläre Erscheinung, die nur zu Zeiten sozialer Konflikte auftritt und dies nur in Schichten, die der Politik nahe stehen. Seit 2000 diskutieren Surfer in Chinas Internet kontinuierlich darüber, wer wohl zu „wütender Jugend“ (*fennu qingnian*, abgekürzt als *fenqing*) und wer im Gegenteil zum „Kleinbürgertum“ (*xiaozichanjieji*, abgekürzt als *xiaozi*) gehört. Bezeichnend ist diese Diskussion, weil sie nicht in jenen politisch dominierten Diskussionsforen stattfindet, sondern in solchen, bei denen es sich hauptsächlich um Essen, Trinken, Kleidung, Wohnen und um zwischengeschlechtliche Liebe handelt. Das Beispiel zeigt, wie tief und unwillkürlich die revolutionäre Sprachprägung in die private, persönliche Sphäre des Bewusstseins eingedrungen ist.

Die Bezeichnung „*fenqing*“, also „wütende Jugend“, stammte aus dem Jahre 1919, aus der „4.Mai-Bewegung“ und erfuhr ihre Popularität erst nach der Aufwertung dieser Bewegung durch die KP. Personifiziert wurde ein Angehöriger dieser Gruppierung etwa in dem Revolutionsroman „Das Lied der Jugend“ (*qingchun zhige*) wie folgt: Ein hochgebildeter junger Mann zeigt sich wenig empfänglich für materielle Versuchungen, er engagiert sich für soziale Gerechtigkeit und scheut keine Gefahr, wenn es darum geht, die Sorgen der Nation zu teilen. Wenn nötig, im Geist der Selbstaufopferung. Sein Gegenbild „*xiaozi*“, also das Kleinbürgertum, findet im selben Roman und in weiteren, zahlreichen Stücken der Revolutionsliteratur die folgende Abbildung: ein „*xiaozi*“ sucht den Genuss, trinkt Wein, tanzt gern, liebt und trauert, schreibt, wenn der Mond scheint und die Brise weht, sensible Verse, um jene Schmerzen zu illustrieren, die er nicht unbedingt verspürt, aber schön findet, und von denen er es schön fände, wenn er sie denn zu empfinden in der Lage wäre. Dass einer „*xiaozi*“ geworden ist und bleibt, jedenfalls in der aus der vergangenen Revolution überlieferten Literatur, hat nicht selten damit zu tun, dass für solch einen Menschen soziales Engagement zweierlei bedeuten müsste: Erstens müsste er die Augen für die widrige Realität öffnen. Zweitens müsste er sich moralisch klar und kompromisslos für eine Seite und gleichzeitig gegen die andere entscheiden, was feinsinnige, gut situierte Menschen eben nicht übers Herz bringen.

Da die meisten Diskutanten in den sogenannten Lifestyle-Foren schon thematisch dem sozialpolitischen Debattieren fern stehen, ordnen sich nur wenige selbst der „wütenden Jugend“ zu. Wer es dennoch tut, begründet seine Selbstzuordnung damit, dass die Sinnlosigkeit des materiellen Daseins ohne glaubwürdige Wärme von Seiten der Mitmenschen in der Umgebung nicht gut zu ertragen wäre. So schreibt ein Protagonist der „wütenden Jugend“: *„Herzlos sind die Menschen heute geworden. Sie denken nur ans Geld, an ihr eigenes materielles Auskommen. Aber sie haben kein Mitgefühl mit anderen Menschen, kein Gefühl für Freundschaften, überall nur Betrüger; kein Gefühl für Kameradschaft, überall nur Geschäftsleute; ja, sie haben nicht einmal ein Gefühl für Liebe, da andere Menschen ihnen so piepegal sind.“* Fast genauso wurde im Roman „Das Lied der Jugend“ die Klage einer Frau charakterisiert, die zuerst noch „*xiaozi*“ war, sich aber später durch einen Angehörigen der „wütenden Jugend“ hatte umerziehen lassen und sozial engagierte, um am Ende eine überzeugte Revolutionärin zu werden.

In zwei voneinander unabhängigen Diskussionsforen über mehrere Monate im Jahre 2000 hinweg beschrieben dem zitierten Diskutanten gegenüber etwa zwanzig junge Menschen, warum sie sich für „*xiaozi*“ hielten. Warum wohl? Weil sie gern Wein trinken. Weil sie sich an schöner Kleidung erfreuen. Weil sie eben dem Genuss im Leben zugetan sind. Ja, sie gaben mehr oder minder verschämt zu, sie wollten auch so bleiben. Denn die Realität sei so hässlich. In der Realität könne man sich nicht fürs Leben erwärmen. „*Pssst,*“ warnt ein Diskutant, bei dem es sich dem Pseudonym nach wohl um eine junge Frau handelte, *„hier bei uns darf man doch nicht über die Politik reden. Wir sind nicht lebensmüde, ich hoffe, du da auch nicht. Bitte!“*

Dass die Sprache der ideologisch geprägten Revolution während ihrer Blütezeit jedem in der Gesellschaft einen Status zuwies, und zwar anhand seiner Haltung der Revolution gegenüber, wird auch in der postrevolutionären Zeit zur Selbstidentifizierung übernommen. Ja, es liegt die Vermutung nahe, dass auch die Rollen, die solch einem Status entspringen, übernommen werden: Die des privaten Lebensgenießers dem sozial engagierten Hitzkopf gegenüber beispielsweise. Anders als zu Zeiten der Revolution ist nur, dass die Zugehörigkeit sowohl zur „wütenden Jugend“ wie auch zum „Kleinbürgertum“ nunmehr keine gravierend negative Auswirkung mehr auf die soziale Akzeptanz der Betroffenen hat, jedenfalls nicht für die

Diskutanten innerhalb ihrer thematisch gut kategorisierten Foren des Internets. Das heißt: solange die Teilnehmer an einer Lifestyle-Diskussion in ihren Lifestyle-Foren bleiben.

Außerhalb ihres virtuellen Terrains dürften sie sich in ihren selbstdefinierten Rollen kaum noch sicher fühlen. Denn in anderen Foren zu sozialen Themen wird ein Angehöriger der „wütenden Jugend“ möglicherweise als „ultralinks“ bzw. „linke Mause“ (*xiaozuo*) beschimpft, ein Stempel, der kurz nach der Kulturrevolution nur der „Viererbande“ und deren Anhängern vorbehalten war. Wiederum wird ein Vertreter des Kleinbürgertums in der Regel mit „ultra-rechts“ bzw. „rechte Mause“ (*xiaoyou*) tituliert. Von verbal radikalen Anprangerungen sind solche Titulierungen dann nicht mehr weit entfernt: Wer als „links“ und „patriotisch“ angesehen wird, kann sich in politischen Foren schnell das Urteil „Diebe im Namen der Vaterlandliebe“ (*aiguo zei*) einhandeln; wer hingegen als „rechts“ und „liberal egozentrisch“ dargestellt wird, muß sich als „Landesverräter“ (*maiguo zei*) bezeichnen lassen. Und beide Beschimpften gehören irgendwann verbal entweder der Müllhalde oder dem Schandpranger der Geschichte anvertraut – wie gehabt.

Als historische Gegebenheiten liefern die Revolutionen in China, nicht zuletzt die Kulturrevolution, freilich mehr als einen Fundus für soziale Identitätsbenennungen und – inszenierungen. Die Revolution und ihre Sprache hinterlassen zu ihrem eigenem Schutz auch Strategien und Verhaltensmuster. So galt bei allen Revolutionen Chinas der Begriff „Masse“ bzw. „Volksmasse“ als „heilig“, auch wenn diejenigen, die den Revolutionen vorstanden, sich sprachlich deutlich von der Masse absetzen mochten. Ein übliches Stereotyp aus Filmen oder Theaterstücken der Kulturrevolution wurde nach deren Ende oft pervertiert: ein Hochwasser (oder eine andere Katastrophe) sucht einen Ort heim. Um das Kollektiv heldenhaft zu retten, tritt zunächst jemand aus der Reihe und ruft: „Ich bin Mitglied der Kommunistischen Partei! Alle Mitglieder der Partei, folgt mir!“ Alsdann tritt wieder einer aus der Reihe heraus und schreit: „Ich bin Mitglied des Kommunistischen Jugendverbandes! Alle Mitglieder des Jugendverbandes, folgt mir!“ So geschieht die Abstufung nach der offiziell angeordneten Hierarchie der Organisationen und deren Mitglieder, bis am Ende jemand übrig bleibt, der ruft: „Ich bin einer der Revolutionsmasse, alle Angehörige der Volksmasse, folgt mir!“

Bis in die 90er Jahre galt in den Städten beim Ausfüllen von Personalakten noch die Regel, dass man das Feld „Politisches Antlitz“ (*zhengzhi mianmu*) unbedingt ausfüllen musste, eben „Mitglied der Partei“, „Mitglied des Jugendverbandes“ usw. Wer nicht zu den Organisationen gehörte, füllte das Feld mit „Masse“ aus und bezeichnete sich auch mit „Ich bin Masse!“ (*wo shi qunzhong*), ein sogenanntes „politisches Antlitz“, dessen man sich nicht schämen brauchte, denn Mao Zedong hatte ja gelehrt: „Die Volksmasse ist der wirkliche Held, wohingegen wir selbst uns oftmals naiv und lächerlich benehmen.“ Aus jenen Revolutionsjahren ist bis heute in verschiedenen Variationen folgender Witz überliefert: „Als ein Parteisekretär einen Angestellten zur Rede stellte, wusste dieser sich zuerst gar nicht zu verteidigen. Er ist ein Nobody: nicht Mitglied der Partei, nicht des Jugendverbandes, nicht einmal der Gewerkschaft. Am Ende sagte der Mann mit dem Rücken zur Wand: Aber ich bin ein echter Held. Ich bin Masse.“

Die ideologische Versteifung darauf, dass die Masse zwar immer durch eine Elite zu führen, jedoch nominell unangreifbar, weil souverän ist, bleibt nicht ohne Einfluss auf die Nach-Revolutionssprache. Bis heute bilden sich Gruppenbezeichnungen u.a. auch nach dieser Regel: Wenn nämlich eine Gruppe von Menschen sich ihrer sozialen Grundanerkennung nicht sicher ist, erfindet sie für sich zumeist eine Bezeichnung mit „Volk“ (*min*) bzw. mit „Masse“ (*zhong*). Die Anleger an den Börsen wurden anfangs skeptisch beäugt, u.a. weil „Börsianer“ in Filmen, Fernsehstücken und sonstigen Medien mit „ausbeuterischen Schmarotzern“ gleich-

gesetzt waren. Bis heute nennt sich jeder Anleger „Aktienvolk“ (*gumin*). Ebenso großer Druck lastete auf den Seelen jener, die ins Internet gingen und nach all den gefährlichen Informationen jagten. Also nannten sich Internetsurfer lange Zeit „Netzvolk“ (*wangmin*), bis die Luft rein zu werden schien und sich ein anderes Wort zur Bezeichnung einzelner Surfer herausgebildet hatte, nämlich „Netzfrend“ (*wangyou*). Schon lange gab es den Ausdruck „Rauchteufel“ (*yangui*), für einen nervenden Kettenraucher. Wohl zur Selbstverteidigung wurde schnell der Terminus „Rauchvolk“ (*yanmin*) erfunden. Das eklatanteste Beispiel dieser Art existiert in der Wortbildung „Pornovolk“ (*yinmin*), für jene, die vor allem im Internet nach Pornographie jagen. Um sich zu schützen – wenn auch nur psychologisch, weil in China die Pornographie unter der Hand geradezu wuchert und Pornographie allenfalls nur noch als Kavaliersdelikt angesehen wird –, fügt gerade das „Pornovolk“ in ihren Einträgen zur Selbstbezeichnung noch hinzu: das „breite Pornovolk“ (*guangda yinmin*), denn laut Sprachregel der Revolution lässt sich eine Masse umso weniger verachten, je breiter, das heißt je zahlenmäßig größer sie ist.

Dass die Schutzfunktion des „massenhaften Volkes“, die aus der Tradition der Revolutionsprache überliefert ist, sich heute nicht nur in einigen wenigen, scheinbar aus dem Unterbewusstsein heraus operierenden Sprachbeispielen der „Schutzbedürftigen“ widerspiegelt, zeigt die Praxis der Euphemisusbildung in der Politsprache. Das bereits genannte Beispiel, den „Kapitalisten“ nicht allein mit dem Euphemismus „Unternehmer“ sprachlich zu „verharmlosen“, sondern mit „völkisch wirtschaftender Unternehmer“ ideologische Risiken zu umschiffen, ist allzu aussagekräftig. Um diese ideologisch gefährdete Gruppierung vor eben den Ideologen zu schützen, umschreiben ihre Befürworter die „Kapitalisten“ denn auch sehr gerne mit „die breite Masse der völkisch wirtschaftenden Unternehmer“ (*guangda minying qiyejia*). Um Falungong besser zu bekämpfen, praktiziert, wie während aller bisherigen Revolutionen üblich, die KP-Führung eine sprachliche Differenzierung: Sollen einzelne Mitglieder der Bewegung bestraft werden, spricht man von „durch Falungong Fanatisierten“ (*falun gong chimizhe*); soll jedoch der breiten Masse der Falungong-Mitgliedschaft gegenüber Großmut und Toleranz demonstriert werden, redet man vom „Glaubensvolk von Falungong“ (*falun gong xinzhong*), ja, in diesem Kontext kommt auch nicht selten die stilistische Steigerung durch das Wort „breit“ zur Anwendung – das „breite Glaubensvolk“ von Falungong, für das die Partei eine Politik der Erziehung, Rettung und Wiedereinführung in die Gesellschaft verfolgt... usw. usw.

Nicht nur Einzelelemente aus dem Wortschatz der Revolution, nicht nur die Verwendung revolutionärer Formeln bleiben Teil des modernen Chinesisch in der Volksrepublik. Anders als jene gerne glauben möchten, die eine Verabschiedung der Revolutionsprache verlangen, wird auch im China des Kommerzes gerne eine für die Revolutionsjahrzehnte typische Haltung gepflegt. Früher hatten die Chinesen ideologische Schlachten gegen diese oder jene Bösewichte geführt. Heute führen sie Schlachten, um diesen oder jenen Markt zu erobern. Früher hieß es bei Umorganisationen nach militärischem Jargon: „Eigene Kräfte sammeln, um in die Offensive überzugehen“ (*juji lilian zhunbei chuji*). Heute gebraucht man diesen Ausdruck – manchmal ein wenig variiert – gerne, wenn ein Konzern einen anderen schluckt. Dass kommerzielle Werbung nicht selten aggressive, aufpeitschende Grandiositäten inszeniert, gehört selbstverständlich zum Überleben der Revolutionsprache. Selbstverständlich bedienen sich gerade solche Grandiositäten liebend gerne der überlieferten Revolutionsmetaphern, dies um so mehr, als Chinas Werbegestalter durchaus wahrnehmen: in Hollywood wird es gar nicht anders gemacht. Was haben ideologische Revolutionen und der Kommerz gemeinsam? Eben den Verkauf.

Von größerer Bedeutung ist ein anderes sprachliches Phänomen der Reformära: das des exklusiven Zauberrezeptes. In den Jahrzehnten der harten, zumeist durch Kriege und Unruhen begleiteten Revolutionen sorgte nicht nur eine Sprache der Radikalität, sondern auch eine Sprache des Wunders dafür, dass der Glaube an die Revolution nicht nachließ. Satzmuster wie „sobald...dann“ oder „wenn wir einmal...dann ganz bestimmt“ oder „nur wenn wir...dann“ waren überall in der Sprache der Revolution anzutreffen. Der berühmt-berüchtigte Slogan „Sobald wir den Klassenkampf anpacken, wirkt es“, ein Mao Zitat aus dem Jahr 1962, lieferte das Modell für ähnliche Zauberformeln: „Nur wenn wir fest entschlossen den Weg, den der Vorsitzende Mao uns gewiesen hat, bis zum Ende gehen, werden wir den Endsieg davon tragen.“ Oder: „Wenn wir einmal verstanden haben, dass der Klassenfeind niemals aufgeben wird, uns zu vernichten, dann sind wir ganz sicher gegen seine Intrigen gefeit.“ Diesen Mustern folgten in den Reformjahren Entsprechungen, etwa 1988, als Chinas Preisreform bevorstand und der Parteiökonom Wu Jinglian den Spruch prägte: „Für uns gilt: Sobald der Markt da ist, wirkt es.“ Seitdem ist er unter dem Spitznamen „Markt-Wu“ bekannt. 1991, als Chinas Gesetzgeber sich um die Verabschiedung der Konkursordnung stritten, führte der Berater Cao Siyuan das Argument an: „Wenn Chinas Staatsbetriebe auch einmal Pleite gehen können, werden wir ganz bestimmt in der Lage sein, sie zu mehr Effizienz zu bewegen und unsere Reform voranzutreiben.“ Seitdem genießt Cao Siyuan den Ruhm als „Konkurs-Cao“. Aller guten Dinge sind drei. Der dritte heißt Li Yining, ehemals Vorsitzender des Rechtsausschusses des Nationalen Volkskongresses. Sein exklusives Wunderrezept lautete 2000: „Sobald unsere Unternehmen in Aktiengesellschaften umgewandelt werden, wird es wirken.“ Li Yining ist bis heute unter Insidern bekannt (bzw. verschrien) als „Aktien-Li“.

Dass weder Mao Zedong mit seinem Wunderrezept „Revolution anpacken, um die Produktion zu fördern“ (*zhua geming, cu shengchan*) Erfolg verbuchen konnte, noch die Reformer a là Markt-Wu, Konkurs-Cao oder Aktien-Li mit ihren Zauberformeln, versteht sich fast von selbst. Jedoch hält diese Selbstverständlichkeit chinesische Studenten und Studentinnen der Pekinger Universität nicht davon ab, zu glauben: „Sobald wir die Demokratie in China haben, dann...“. Mit ihrem Demokratieglauben versuchten sie im September 2002 einem Dr. Pan Wei von der University of California at Berkeley zu widersprechen, der „das Märchen von der Demokratie“ scharf kritisiert hatte, um statt dessen vorzuschlagen: „*Nur wenn wir uns vom Kult der westlichen Demokratie befreien, werden wir die Gewissheit dessen haben, was unser China so besonders und einmalig in der Welt gemacht hat und immer noch macht: die politische Weisheit, dass sich die Wahrheit zumeist in der Hand einer Minderheit befindet.*“ Darauf hin kochte das Diskussionsforum über vor hitzköpfigen Reaktionen. Einige von ihnen habe ich gesammelt:

Reaktion 1. Titel: Warum müssen wir Pan Wei anprangern?

... „*Wem sollte ein Forscher mit seiner Arbeit dienen? Dient er damit etwa den von Adeligen und Mächtigen festgesetzten ‚Themen‘ oder dient seine Arbeit dazu, für das Volk Gerechtigkeit einzufordern? Dies ist die Trennlinie zwischen echten Forschern und solchen, die sich nur so nennen?*“
(Autor: Gast an der Beida)

Reaktion 2. Ohne Titel.

... „*Was unterscheidet den Rechtsstaat ohne Demokratie im Wesentlichen vom Staat des strengen Rechtes ohne Demokratie zu Zeiten der Qin-Dynastie?...diesem Unsinn und ketzerischem Quatsch sollte die KP in allem Ernst folgen?...sobald dies geschieht, sollten wir alle aufhören zu denken.*“
(Autor: Ein wissenschaftlicher Beida-Mensch)

Reaktion 3. Titel: An alle Debatierfreunde: Hört auf die Partei, folgt ihr!

... „*Wisst ihr denn wirklich nicht, dass wir alle, die wir hier über solch ein Thema diskutieren, von der Diktatur bestraft werden. Nur wenn ihr eine Methode findet, die garantiert, dass wir straffrei*

hier diskutieren können, dann habt ihr aber auch schon die Methode gefunden, um alle Probleme zu lösen, die wir hier diskutieren...“(Autor: Zhao Shilan)

Reaktion 4. Titel: Das Banner der Demokratie sollte man hochhalten, sonst wird es weder eine grandiose Renaissance [der Nation] noch eine erstklassige Peking-Universität geben.

...“Meine Wenigkeit meint: Die Pekinger Universität sollte weiterhin die beiden Banner hochhalten, das Banner der Demokratie und das der Wissenschaft. Die Pekinger Universität darf weder den Kampf gegen den Kult der Wissenschaft aufgeben, noch darf sie sich dem Quatsch beugen, wonach die feudalistischen Verhältnisse dem besonderen Wesen Chinas am besten angemessen sind. Denn sonst wird es weder eine grandiose Renaissance unserer Nation geben noch jemals eine weltweit erstklassige Beida...“ (Namenloser)

Reaktion 5. Titel: Bravo, du seltenes Talent von der Peking-Universität! Leider bist du noch zu sehr von der Demokratie vergiftet.

...“Die meisten lesen ein paar Statistiken und glauben schon, dass die Völker unter einer Demokratie viel besser leben als sonst wo. Gehen wir vom Kleinen aus: Demokratie als Grund, als einziger Grund: wer aus diesem einzigen Grund schon so ausflippt, der muss begreifen, dass China untergehen könnte, wenn alle dies täten. Gehen wir nun vom Großen aus. Demokratie ist und bleibt für immer ein vager, verschwommener Slogan. Wie kann er zur höchsten Raison eines Staates werden? Bush vertritt ganz bestimmt diese Meinung nicht. Auch Churchill nicht... Also wirklich: Ist es diese Demokratie wert, dass wir sie mit den Zähnen verteidigen?“ (Autor: Der sich mit bombastischen Worten Gehör verschafft)

Reaktion 6. Titel: Würden wir dem, „der sich mit bombastischen Worten Gehör verschafft“ glauben, dann müssten alle Menschen so leben wie die Tiere im Zoo.

Reaktion 7. Titel: Besser ist das Revolutionskomitee von Mao Zedong.

„...Aber wirklich! Die Demokratie ist doch völlig überflüssig. Die politischen Reformen sollten doch gefälligst dem Muster der Revolutionskomitees in der Kulturrevolution folgen. Da brauchten wir weder Volkskongress noch Parteitag. Die sind doch sowieso nur Schmuck...so könnten wir wenigstens die höchste Effizienz der Verwaltung erreichen. Denn weder die Bürokratie noch deren Bestechung würden uns viel kosten.“ (Autor: Nur scheinbar Einfältiger)

Bezeichnend für diese Reaktionen ist nicht nur die Tatsache, dass Elemente aus der drastischen Sprache der Kulturrevolution – etwa der spontane Vergleich mit einer feudalistischen Dynastie als todsicheres Argument gegen den Debattengegner – unwillkürlich Einzug in die Argumentation halten. Die Exklusivität eines Wunderrezeptes, in diesem Falle das der Demokratie, wird ebenfalls durch die Dramatisierung der Sprache unterstrichen. Sobald wir die un-demokratische Zensur überwinden, können wir alle Probleme lösen. Auch die stilistische Steigerung, „wenn alle so täten, würde China untergehen“, suggeriert genau die zu Zeiten der sozialen Revolutionen häufig anzutreffende Mutmaßung, dass nämlich ein national-einheitliches Verhalten möglich sei, und infolgedessen ein falsches Verhalten für die gesamte Nation eine gemeinsame Katastrophe nach sich ziehe, weswegen die Nation zu einer einheitlich-richtigen Denkweise erzogen bzw. umerzogen werden sollte und könne. Interessant ist freilich genauso der Hinweis auf das Hochhalten der beiden Banner der „Wissenschaft“ und der „Demokratie“ durch die Studenten der Pekinger Universität. Denn der Slogan entstammte der 4. Mai-Bewegung 1919, der Kritiker der Revolutionssprache, allen voran Professor Li Zehou und Liu Zaifu in ihrem Buch „Abschied von der Revolution“, den Beginn der Revolutionssprache in der jüngsten Geschichte Chinas zuschreiben.

Für mich ist der zuletzt zitierte Hinweis auch in einer zweiten Hinsicht interessant: Seit Beginn der Republikzeit 1911, also noch vor der 4.Mai-Bewegung, machte sich in China und seiner Sprache eine Art Glauben breit: China müsse sich nicht nur der Welt öffnen, sondern auch deren zeitgenössisch neuestem Fortschritt, um eine grandiose Renaissance der Nation zu

ermöglichen. Dabei sind alle Mittel recht, unter denen freilich jeder so seine eigenen Wunderrezepte ausmachte: Die einen wollten China retten durch Erziehung (*jiaoyu jiuguo*); die anderen durch Gewerbeentwicklung (*shiyè jiuguo*), die dritten durch Sozialismus (*shehui zhuyi jiu zhongguo*). Nun schlägt zwar der studentische Diskutant gewisse Korrekturen vor. Er will ja gegen den Kult der Wissenschaft ankämpfen genauso wie gegen die Rückwärtsgewandtheit in Richtung chinesischer Traditionen. Damit glaubt er, den richtigen Weg für die kollektiv erwünschte Renaissance gefunden zu haben. Ja, wenn seine Universität Peking dies dank seiner Idee schaffen sollte, warum sollte man zweifeln, dass daraus wiederum eine weltweit erstklassige Universität hervorgehen könnte? Zur Zeit läuft zudem unter der Federführung des chinesischen Erziehungsministeriums eine gleichnamige Kampagne „Weltweit erstklassige Universitäten schmieden“ (*dazao shijie yiliu daxue*). Also hat unser Diskutant hier womöglich auch darauf Bezug genommen und lediglich argumentative Kausalitätskette hergestellt: Erst die Demokratie einführen, dann der Nation zur Renaissance verhelfen, um am Ende den Ruhm auf die eigene Universität umzuleiten, worauf der Sprechende dann auch persönlich stolz sein kann, weil er dazu gehört. Mir kommt diese Argumentationskette höchsten Grades vertraut vor, denn damals in der Kulturrevolution wollten wir, Anweisungen des Vorsitzenden Mao folgend, zuerst eine ununterbrochene Revolution zu Ende führen, damit die chinesische Nation zu einer unbezwingbaren Festung der Weltrevolution machen, um am Ende unsere Schule, Universität bzw. Arbeitseinheit, wo die Revolution stattfindet, mit rühmen zu können – mit persönlichem Stolz freilich, denn wir sind ein Teil davon.

Die letzte Reaktion auf den Beitrag von Herrn Dr. Pan Wei, also jenen Beitrag, in dem scharfzünftig ironisch das Revolutionskomitee der Kulturrevolution als Alternative zur Demokratie stilisiert wurde, habe ich nicht aus Nostalgiegründen zitiert. Sondern weil Revolution und deren sprachliche Ausprägung in China heute noch eine weitere Funktion erfüllen: Als Zielscheibe und Vergleichgröße für alles, was sie nicht sein sollte. Auch wenn die politische Führung der KP eine kritische Auseinandersetzung mit der Revolution, zumal mit der Kulturrevolution nebst deren sprachlichen Ausformungen, strikt untersagt hat, unter der Hand und zunehmend im Internet findet genau diese Auseinandersetzung statt, eine Art Rebellion gegen die Revolution, die, um sich selber Kraft und Mut zuzusprechen, hin und wieder der Mittel der Überzeichnung, der Ironie, ja der emotional heftigsten Attacken bedient. Oft genug erinnern derart scharfe Angriffe an jene Jahre der Kulturrevolution, in denen Kritiker und Kritikerinnen durchaus nicht irrational herumschimpften, sondern literarisch phantasiereich, argumentatorisch gekonnt und sprachlich virtuos ihre „Werke der verbalen Vernichtung“ oder, wie sie es nannten, „Werke der verbalen Rebellion“ vollendeten. Nun stellt sich die Frage, ob diese Art sprachlicher Auseinandersetzung noch zu jener Revolutionssprache gezählt werden muss, von der China gefälligst Abschied nehmen sollte? Für die Initiatoren, Professor Li Zehou und Liu Zaifu, sind die schonungslosen Attacken mit emotionalen Superlativen deutliche Kennzeichen einer Revolutionssprache, insbesondere jener der Rotgardisten. Doch ließen sie in ihrem Buch „Abschied von der Revolution“ offen, welche Sorten emotionaler Heftigkeiten und welche Formen sprachlicher Attacken zur Revolution gehören und welche nicht. Welche Rebellion und welche Pose ist heute erlaubt, damit gegen die Revolution nicht revolutioniert wird, gekontert wird wie in der „Konterrevolution“? Als ich Professor Liu Zaifu bei meinem Interview 2000 beharrlich darum bat, wenigstens ein positives und ein negatives Beispiel zu nennen, nannte er nach einer Weile Überlegen den Schriftsteller Lu Xun als das positive Beispiel. Denn Lu Xun habe zwar die sozialen Ungerechtigkeiten seiner Zeit schonungslos angeprangert, aber auch die schönsten Perversionen, Ironien und Satiren gegen diese Hässlichkeiten geschaffen. Jedoch gehe Lu Xun bei seinen Attacken stets von der Rettung der Seelen in China aus. Sein Appell aus der Erzählung „Tagebuch eines Wahnsinnigen“ – „rettet, rettet die Kinder“ sei ein unwiderlegbarer Beweis für die Liebe zum Menschen. Und als Negativbeispiel, wie man also beim Abschied von der Sprache der Revolution nicht vorgehen darf,

nannte er mir 2000 in Wien den jungen Schriftsteller Wang Shuo. Unter den Kritikern der Revolution, zumal der Kulturrevolution, zeichnete sich Wang Shuo durch eine gnadenlose Pervertierung jener Revolutionssprache aus. In seiner Erzählung „Du bist kein Normalsterblicher“ (*ni bushi yige suren*) lässt er einen seiner Helden den „Volksverschleimungsdienst“ dieser Sprache anbieten, sprachlich auf jenen Riten der Revolution basierend, bei denen sich nämlich ein jeder in der Öffentlichkeit zumindest als „für die Revolution unzureichend“ tadeln musste – denn wer konnte schon so großenwahnsinnig sein zu behaupten, er sei bereits ein perfekter Revolutionär? Andererseits musste man den Genossen nach Kräften diesbezüglich um den Bart gehen, wie sonst konnte man verdeutlichen, dass die Revolution ein so unwiderstehlicher Magnet war, dass alle sich um sie scharten? Auf theatralische Art und Weise trainierte Wang Shuos Held fünf Freiwillige für solch einen Schleimdienst, der mit dem historischen Materialismus voll und ganz übereinstimmte:

„Wisst ihr eigentlich, Genossen, dass das Schleimen ursprünglich aus der Arbeit erwachsen ist? Damals arbeiteten unsere Vorfahren mit dem Gesicht zum Boden, mit dem Rücken zum Himmel, ihre Schweißperlen zerplatzten auf der Erde, sie bestellten das Feld und gingen auf Jagd, Tag um Tag. In den Pausen zwischen den Arbeiten beschauten sie alles, was zwischen Himmel und Erde war, und...brachten ihre herzlichen Schleimsprüche hervor...zuerst für die Natur, dann für die Menschen. Wie gesagt, damals waren die Schleimer noch ziemlich ehrlich. Sie schleimten zuallererst den Herrschern und Frauen, denn das waren die beiden Gruppen von Menschen, die sich damals, als Textilien noch nicht erfunden waren, mit Federn und Fellen von Tieren zieren durften...

Eines Tages, irgendwann in der Geschichte unserer Nation, wurde der Gelbe Fluss auf einmal so klar, weil Heilige geboren wurden. Wisst ihr, was für Kerle die Heiligen sind? Sie sind die ersten Experten, was das Schleimen angeht. Lest nur die Kateschismen dieser Heiligen, ihr werdet schon sehen. Was sie darin erklären, bezieht sich alles darauf, wie man ein guter Schleimer werden kann...Und wisst ihr, warum die Heiligen Schleimer sind?...Weil sie es, als die Produktionskraft gestiegen, die Gesellschaft fortgeschritten, ein Teil der Menschen reich geworden war, nicht mehr nötig hatten, täglich zu arbeiten, also sich satt fraßen, vollsoffen, sich bis zum Überdruß vergnügten und genügend pennten. Dann wurden ihre Seelen ein wenig leerer, ihr Lebensgefühl ein wenig verkommener, ihre Gedanken kreisten um Fragen wie: wer bin ich denn? Was mache ich bloß hier auf dieser Welt? Diese Fragen bedurften der Antwort von Heiligen: Wer ihr seid? Träger himmlischer Mandate, was denn sonst? Wozu ihr geboren seid? Um anderen voraus zu denken, anderen moralisch überlegen zu sein, allmächtig, kurz: Ihr seid grandios, grandioser als alle anderen zusammen, weil ihr dem Volke dient. – Liebe Freunde, ich vermute, ihr könnt euch gut vorstellen, was passiert wäre, wenn der erste Heilige dem Herrscher etwas anderes ins Ohr gesäuselt hätte, wie etwa: Wisst Ihr, wer Ihr seid? Ein Vollidiot! ...Und wisst ihr, Genossen, was es bedeutet, ein derartiger Schleimer zu sein, der... jeden einzelnen in unsrem Volke mit Stolz und Würde und Selbstachtung erfüllt? Solch ein Schleimer leistet einen Dienst voller Blut und Tränen, denn um anderen ein gutes Gefühl zu verschaffen, muss er sich selbst bis ins Bodenlose erniedrigen.

Aber...Genossen, lohnt sich für uns die Aufgabe nicht, unser Volk mit Stolz und Würde zu retten, selbst wenn wir von Zehntausenden ausgeschimpft, von Tausenden Herren angeprangert, ja zu jenem Haufen Hundescheiße degradiert werden, den auch nur verbal zu erwähnen die Menschheit sich beleidigt fühlen müsste? Ich meine ja. “

Für Literaturprofessor Liu Zaifu ist Wang Shuos Pervertierung der Revolutionssprache keineswegs ein Abschied von dieser Sprache. Im Gegenteil: Für ihn und viele andere chinesische Intellektuelle hat Wang Shuo zwar die Grandiosität und die *political correctness* der Revolution lächerlich gemacht. Aber, so Liu Zaifu, man solle Abschied von der Revolution und ihrer Sprache nehmen, indem man sich jener Sprache der Schergen und Schurken (*wulai yuyan*) gar

nicht mehr bediene. Denn auch eine ins Sarkastische gewendete Revolutionssprache verwüste die Seelen des Volkes.

Die Antwort Wang Shuos hierauf würde wohl sinngemäß lauten: Die Väter und Mütter der chinesischen Revolutionen und der Sprache dieser Revolutionen sind die chinesischen Intellektuellen selbst gewesen. Wenn sie eines Tages aufhören, dem Volke wie den Herrschern vorzuschreiben, was jeder zu tun und zu lassen hat, wie jeder zu sein und nicht zu sein hat, dann hört vielleicht auch die Revolution und mit ihr deren Sprache zu existieren auf.